

Peter Fuchs

## Die Funktion der Peinlichkeit – modern

„Würde es beim Denken knistern, wäre Ruhe peinlich.“  
Michael Richter

„Mir ist nichts peinlich.“  
Oliver Pocher

„Zum Studium einer Wissenschaft ist notwendig,  
sich nicht durch die Prinzipien abwendig machen zu lassen.  
Sie sind allgemein und bedeuten nicht viel. Wie es scheint, erst der  
hat ihre Bedeutung, der das Besondere hat.  
Oft sind sie auch schlecht. Sie sind das Bewußtsein über die Sache,  
und die Sache ist oft besser als das Bewußtsein.  
Man studiere fort. Zuerst ist das Bewußtsein trüb.  
Nur nicht Schritt für Schritt begriffen und bewiesen haben wollen, sondern  
man wirft das Buch weg, liest wie zwischen Wachen und  
Schlafen fort, resigniert auf sein Bewußtsein,  
d. h. auf seine Einzelheit, was peinlich ist.“  
Georg Friedrich Wilhelm Hegel

Die Schwierigkeit, der man sich stellt, wenn man ‚Peinlichkeit‘ beobachten will, ist der ‚Allerweltscharakter‘ des Phänomens. Die entsprechende Emotion ist vielen Menschen im Binnenkontakt wohlvertraut. Sie ist ersichtlich via Sozialisation erlernt und würde ohne die Referenz auf ‚Kommunikation‘ keinen Sinn machen. Auch die Funktion läßt sich leicht (und gedeckt durch soziologische Traditionen) rekonstruieren: als psychische und soziale Markierung des sozial Erwartbaren durch die Produktion ‚peinlicher‘ Ereignisse, die via Devianz bestätigen, was sozial in der Zone der Konventionalität gilt.

Das alles ist mäßig interessant. Spannender wird es, wenn man darauf achtet, daß sich sowohl die Qualität wie die Quantität solcher Ereignisse massiv verändert haben. Das ist überaus deutlich der Fall. Die Massenmedien, mit deren Hilfe sich die Gesellschaft selbst beobachtet<sup>1</sup>, inszenieren im Unterhaltungssektor Peinlichkeiten (wie Big Brother, Dschungelcamps und die mittäglichen Talkshows), die offenbar anschlussfähig und von der Quote her erfolgreich sind.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. Luhmann, N., Die Realität der Massenmedien, Opladen 1996.

<sup>2</sup> Daneben ist auffällig, daß auch die Literatur mit dem Schema der Peinlichkeit zunehmend arbeitet. Vgl. etwa Pontzen, A., Nach der Scham: Nur noch Peinlichkeit, Beobachtungen zur

Wer einen auf Satire getrimmten Blick hat, findet allerwärts soviel (für andere Zeiten) Peinliches, daß dieser Blick ermüdet: Die Ausstellung ehemals peinlichen Verhaltens überrascht nicht mehr.

Ebendies ist aber interessant, denn es spricht für einen Funktionswechsel von Peinlichkeit.

## I

Wenn man etwas über diesen Funktionswechsel ausmachen möchte, empfiehlt es sich, zunächst zu bestimmen, was typisch als Peinlichkeit beobachtet wird – im Kontrast zu Phänomenen wie etwa Scham oder Schuld. Alexandra Pontzen<sup>3</sup> macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das Peinliche in ein anderes soziales Formenregister gehört, das sich auf die *Konventionalität* bezieht, die durch Ausdrücke wie ‚Manieren‘, ‚Comment‘ etc. bezeichnet ist.<sup>4</sup> Als peinlich wird verbucht, was an Verhalten von diesem Register abweicht.

Dabei ist eine eigentümliche Zeitstruktur im Spiel: Jenes Verhalten unterläuft ‚irreversibel‘. Im Moment des Ereignisses ist es kaum rücknehmbar, weil unterstellt werden kann, daß es wahrgenommen und als peinlich *beobachtet wurde*.<sup>5</sup> Es kommt genau auf diese Unterstellung an, die die Auswirkungen des Ereignisses (selbst wenn Takt die Situation abfederte) auf die Zukunft projiziert, in der die Peinlichkeit strukturell (psychisch wie sozial) so erinnert werden kann, daß sie sich – Anschlüsse dirigierend – der sozialen Adresse einschreibt.

Das hier einschlägige Theoriestück ist denn auch das der sozialen *Adressabilität*.<sup>6</sup> Es besagt im Kern, daß in einer kommunikativ verfaßten Welt *soziale Strukturen* erzeugt werden (eben: Adressen), die definieren, wie Menschen von Kommunikation angesteuert und durch dieses Ansteuern als mehr oder weniger relevant für Kommunikation markiert werden. Klassisch geht es um Erwartungscollagen wie etwa ‚Rolle‘ (Frau, Mann, Polizist, Arzt etc.), die generalisierbare Erwartungen bündeln, und seit einiger Zeit auch um die *Person*, die im Unterschied zum üblichen Begriffsgebrauch nicht als ‚Mensch‘ aufgefaßt

---

literarischen „Psychogeschichte der Republik“, in: Berndt, K. /Casper, S./ Maiwald, S.A./Voigt, H. (Hrsg.), Konkursbuch 43 „Scham“, Tübingen 2005. S. 37-55.

<sup>3</sup> A.a.O.

<sup>4</sup> Hier ist standardmäßig an Bourdieu, P., Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M. 1979, zu denken.

<sup>5</sup> Mit dieser Zeitstruktur hängt zusammen, daß Takt eine üblicherweise sehr schnelle Reaktionsform auf Peinlichkeiten ist. Er ist (weil er gleichsam habituell aktiviert werden können muß) selbst ansozialisiert.

<sup>6</sup> Vgl. Fuchs, P., Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie, in: Soziale Systeme, Jg.3, H1., 1997, S.57-79, als Detailstudie dens., Weder Herd noch Heimstatt - Weder Fall noch Nichtfall. Doppelte Differenzierung im Mittelalter und in der Moderne, in: Soziale Systeme, Zeitschrift für soziologische Theorie, H.2, 1997, S.413-437; dens., Moderne Identität - im Blick auf das europäische Mittelalter, in: Alois Hahn/Herbert Willems (Hrsg.), Identität und Moderne, Frankfurt a.M. 1999, S.273-297; dens., Der Eigen-Sinn des Bewußtseins, Die Person, die Psyche, die Signatur, Bielefeld 2003.

wird, sondern ebenfalls als eine Sozialcollage, die jedoch anders als die Rolle individualisierende Aspekte mitführt.<sup>7</sup>

Wenn man davon ausgeht, daß Menschen ohne Beteiligung an Kommunikation nicht existieren können, gerät die lebenszentrale Bedeutsamkeit von Adressabilität in den Blick, denn sie entscheidet über das Maß, in dem Menschen an Kommunikation partizipieren können. Deswegen ist dieser Begriff (vor allem, wenn er sich auf ‚Person‘, also auf Individualisierung und alle damit verknüpften Lebenschancen richtet) einer, der den psychisch assoziierten Begriff ‚Begehren‘ und seine Äquivalente als Grundbegriff ersetzen könnte: ohne Adressabilität nicht einmal die Chance der Chance zum Begehren des Begehrens.<sup>8</sup>

Auf diesem Hintergrund läßt sich zunächst das Gefährliche der Peinlichkeit allgemein erklären. An Verhalten beobachtbarer Kontrollverlust im Blick auf die Beherrschung konventioneller Standards schädigt die soziale Adresse. Diese Schädigung sanktioniert die Abweichung dadurch, daß am peinlichen Verhalten die ungeordneten, die ‚unerzogenen‘ Binnenverhältnisse dessen, dem es unterläuft, erschlossen und der Adresse eingeschrieben werden – bis hin zum Erweis seiner Nicht-Dazugehörigkeit, bis hin zur ‚Exkommunikation‘ aus den Sozialkontexten, in denen die Peinlichkeit unterlief. Der psychische ‚Schmerz‘, der durch die Produktion von Peinlichkeiten ausgelöst wird, läßt sich beschreiben als *Exklusionsfurcht*, als Angst vor der Beeinträchtigung, gar des Verlustes sozialer Adressabilität.

Man könnte allerdings überlegen, ob dies nicht bedeuten würde, daß Peinlichkeit als Phänomen massiv unter Bedingungen der *Stratifikation* auftreten müßte. Der Begriff bezeichnet schließlich strikt geschichtete Sozialordnungen, in denen mögliche Lebenszuschnitte an die Schicht gebunden sind, in die jemand eingeboren wird. Für solche Strata gelten intern (und retrospektiv betrachtet) hochstandardisierte Verhaltenskonventionen, von denen abzuweichen im genauen Sinne lebensgefährlich ist.<sup>9</sup> Schichtextern (aber auch streuend in einer Schicht) dominieren Über/Unter-Ordnungsverhältnisse, die nicht minder scharf das je notwendige Verhalten kodifizieren, dies sogar so, daß nur Subordinierte Peinlichkeiten begehen können, nicht aber diejenigen, die übergeordnet sind.

Schaut man jedoch genauer hin, fällt auf, daß das Wort ‚peinlich‘ unter mittelalterlichen Schichtbedingungen eher in Wendungen wie ‚hochnothpeinlich‘ auftritt, eher als Ausdruck für mit Folter verknüpfte Befragungen, später dann auch als Synonym für ‚Pedanterie‘. Noch heute ist die Formulierung ‚peinlich genau‘ verstehbar. Man kann den Eindruck gewinnen, daß das Syndrom ‚Peinlichkeit‘ erst mit dem Zusammenbruch der Schicht- und Ständeordnung seine uns bekannte Bedeutung entfaltet. Die Ursache wäre, wenn man Peinlichkeit auf Konventionalität bezieht, daß die Gelegenheiten für die Produktion peinlichen Verhaltens zunehmen, wenn die Schichtgrenzen fallen, wenn also

---

<sup>7</sup> Vgl. Luhmann, N., Die Form "Person", in ders., Soziologische Aufklärung 6, Die Soziologie und der Mensch, Opladen 1995, S.142-168 (auch in: Soziale Welt 42, 1991, S.166-175).

<sup>8</sup> Ich bin überzeugt davon, daß Adressabilität deswegen auch als Grundbegriff aller auf Menschenveränderung kaprizierten Disziplinen und Techniken fungieren müßte.

<sup>9</sup> Vgl. Fuchs, P., Weder Herd noch Heimstatt - Weder Fall noch Nichtfall. Doppelte Differenzierung im Mittelalter und in der Moderne, in: Soziale Systeme, Zeitschrift für soziologische Theorie, H.2, 1997, S.413-437, auch enthalten in: Fuchs, M.-Ch., Konturen der Modernität, Systemtheoretische Essays II (hrsg. Von Marie-Christin Fuchs), Bielefeld 2005.

Anschlußmöglichkeiten und Anschlußchancen an viele soziale, nicht mehr schichtinstruierte Kontexte explodieren. Die (auch Sicherheit gewährende) Konventionalität in einer Schicht wird ersetzt durch ‚Multi-Konventionalität‘. Die Lebensläufe und Karrieren sind nicht vorgezeichnet, sondern streuen so individuell, daß die schichtspezifische Sozialisation nicht mehr ausreicht, um allenthalben ‚trittsicheres‘ Verhalten zu gewährleisten.

Zwar wird nach und nach ein Erziehungssystem ausdifferenziert, das für viele und für wechselnde Sozialkontexte erzieht, aber diese Erziehung bezieht sich auf allgemein voraussetzbares Wissen, nicht oder kaum auf das Erlernen der Konditionen (Konventionen) für ein gewissermaßen molluskenhaftes Verhalten, das quer durch die Mannigfaltigkeit der Gesellschaft orientiert, adaptiert, akkomodiert sein könnte. Es wird zum Problem, daß die Gesellschaft keine durchgreifende Konventionalität anbietet, sondern heterotope Konventionalitätsmuster, die in ihrer Vielzahl von niemandem beherrscht werden können.<sup>10</sup> Plastisch: Ein Bauarbeiter kann vorübergehenden Damen nachpfeifen; in der Oper wird dasselbe Verhalten als peinlich beobachtet, aber auch als Ausdruck für unverhohlene Männlichkeit; die Dame, die dieses Verhalten lautstark würdigt, gleitet selbst in die Zone der Peinlichkeitsbeobachtung. Ein Philosoph, der in einem Gespräch sich nicht erinnert, wer ‚Sein und Zeit‘ geschrieben hat, produziert eine Peinlichkeit im Rahmen seiner Sozialkontexte; beim Friseur tritt die Frage nicht auf, und wenn: so wäre auch das peinlich.<sup>11</sup>

Kurz: Als die Schichtordnung kollabiert, wird Peinlichkeit psychisch und sozial virulent. Ein anderer Ausdruck dafür: Die soziale Adresse, unter stratifizierten Bedingungen auf Ein(fach)heit getrimmt, wird vielfach verwundbar.

## II

Jene Vermehrung der Möglichkeiten für Peinlichkeitsproduktion ist daran geknüpft, daß die Sozialordnung, die unter Stratifikationsbedingungen relative Adressensicherheit garantierte, sich auflöst und in dieser Auflösung zahlreiche Sozialkontexte freisetzt und zugänglich macht – im Prinzip für alle Individuen, die aus diesem Grund mehr und mehr mit dem Erfordernis leben, unentwegt anfallenden ‚Grenzwechseln‘ ausgesetzt zu sein. Wenn man unter der Grenze eines Sozialsystems nichts Räumliches, nichts linienhaft Überschreitbares versteht, sondern nur den Wechsel der Fortsetzbarkeitsbedingungen von Kommunikation, dann gehört zu diesem Wechsel auch, sich jeweils auf andere Konventionalitätsmuster einstellen zu müssen oder eben durch ‚Peinlichkeitsproduktion‘ die Beschädigung der sozialen Adresse zu riskieren.<sup>12</sup>

---

<sup>10</sup> Vgl. zum Begriff der Heterotopie (bezugnehmend auf Foucault) Brauns, J., Heterotopien, in: Wissenschaftliche Zeitschrift, Hochschule für Architektur und Bauwesen 'Weimar', H.3/4, 1992, S. 163-169.

<sup>11</sup> Meine Frau haßt es, wenn ich bei Führungen durch Museen, Klöster, Schlösser, vorzugsweise korrigierend, das Wort ergreife.

<sup>12</sup> Dies ist eine Vorbedingung dafür, überhaupt von sozialer Kompetenz sprechen zu können.

Die Veränderung der Sozialordnung wird mit dem Ausdruck ‚funktionale Differenzierung‘ belegt. Gemeint ist, daß die lebenszentralen Funktionen, die unter Stratifikationsbedingungen *in* den Schichten reguliert wurden, an Funktionssysteme wie Wirtschaft, Wissenschaft, Recht, Kunst, Religion, Erziehung etc. abgegeben werden, die nach einer krisenhaften Übergangszeit ebene Funktionen exklusiv und autonom bedienen. Das zwingt einerseits dazu, alle Individuen der Chance nach an allen Funktionssystemen partizipieren zu lassen; andererseits wird dieses Prinzip der ‚Generalinklusion‘ durch eine die Gesellschaft ‚durchstreuende *Ungleichheit*‘ konterkariert, die diesem Prinzip schärfstens widerspricht.

Die Ursache dafür ist, geballt formuliert, daß die Funktionssysteme (sozusagen ‚als solche‘) nicht über Inklusion/Exklusion befinden. Recht schließt an Recht an, Wissenschaft an Wissenschaft, Kunst an Kunst, Religion an Religion ..., genau dies und nur dies ist: Autopoiesis; aber – diese Systeme sind keine Täter, Agenten, Operateure. Ihnen werden allenfalls metaphorisch Ansprechbarkeiten und Antwortmöglichkeiten zugeschrieben.<sup>13</sup> Sie entscheiden nicht über Inklusion und Exklusion, oder besser: Sie sind vollkommen indifferent, wenn es um Gleichheits/Ungleichheits-Probleme geht. Der Modus der Gleichheitserzeugung ist, bezogen auf Funktionssysteme (und die mit ihnen ausdifferenzierende Gesellschaft): *Indifferenz*.<sup>14</sup> Und die Logik dieser Indifferenz ist *vollkommene Gleichheit*, aber eben im Sinne perfekter *Gleichgültigkeit*: Es kommt auf niemanden von den Leuten an.<sup>15</sup>

Der Unterschied, der dann im Blick auf Inklusion/Exklusion den Unterschied macht, über den die Gleichheit/Ungleichheit der Lebenszuschnitte, der Kommunikationschancen, der Partizipationsmöglichkeiten ins Spiel kommt, wird nicht durch *die* Gesellschaft und *die* Funktionssysteme erzeugt, sondern (wie auf der Kehrseite dieses Differenzierungstyps) durch *Organisationen*, die über Inklusion und Exklusion im genauesten Verständnis *entscheiden*.<sup>16</sup> Mit der funktionalen Differenzierung beginnt dieser Systemtyp zu boomen. Er kopiert, wenn man so will, die mittelalterliche Form der Stratifikation und der damit verbundenen Hierarchie in ungezählte segmentäre Einheiten, die Inklusion und Exklusion ‚konkretisieren‘ – via Entscheidung über Mitgliedschaft/Nicht-Mitgliedschaft.<sup>17</sup>

---

<sup>13</sup> Es ist sehr beliebt, zu sagen, daß die Wirtschaft etwas tut, die Wissenschaft sich zu Wort meldet, das Recht handelt, etc.; aber nichts ist unsinniger.

<sup>14</sup> Siehe dazu eingehender Fuchs, P., *Das Maß aller Dinge*, Eine Abhandlung zur Metaphysik des Menschen, Weilerswist 2007.

<sup>15</sup> „Mithin besteht die Gesellschaft aus dem Zusammenhang derjenigen Operationen, die insofern keinen Unterschied machen, als sie einen Unterschied machen.“ Luhmann, N., *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1997, Bd.1, S.91.

<sup>16</sup> Vgl. Luhmann, N., *Die Gesellschaft und ihre Organisationen*, in: Derlien, H.-U./Gehrhardt, U./Scharpf, F.W. (Hrsg.), *Systemrationalität und Partialinteresse* (Festschrift für Renate Mayntz) Baden-Baden 1994, S. 189 – 201, hier S. 192.

<sup>17</sup> „Innerhalb ihres Organisationsbereiches können deshalb Funktionssysteme über Inklusion und Exklusion entscheiden. Das hat einen doppelten Effekt. Sie können die Personen auswählen, die für eine Tätigkeit in ihren Organisationen in Betracht kommen, und andere ausschließen. Nicht alle Bürger werden Beamte. Funktionssysteme können also mit Hilfe ihrer Organisationen dem Inklusionsdruck der Gesellschaft widerstehen. Jeder ist rechtsfähig, aber nicht jeder bekommt vor Gericht Recht. Das Gleichheitsgebot ist kein Konditionalprogramm. Jeder hat die Schule zu besuchen; aber da es sich um eine Organisation handelt, kann intern entschieden werden, auf

Die Gesellschaft leistet sich, so könnte man sagen, ihre Indifferenz (diese Form der Gleichheit), indem sie Organisationen auswirft, die epiphänomenal und nachgerade maßlos Ungleichheiten und Gleichheiten simultan streuen und damit die Vielzahl von Sozialkontexten, in denen man durch die Produktion von Peinlichkeiten scheitern kann, wenn man ihre Gepflogenheiten, ihre Konventionen nicht beherrscht, ein Scheitern, das die soziale Adresse (im Blick auf aktuelle und weitere Inklusionen) beschädigen könnte und deswegen gefürchtet wird –

Oder gefürchtet werden müßte. Denn tatsächlich mag es zwar sein, daß im privaten Nahbereich Peinlichkeiten nach wie vor gescheut werden, aber im Gegensatz dazu ist eine Inflation der öffentlichen Produktion und Reproduktion von Peinlichkeiten zu verzeichnen.<sup>18</sup> Der Befund ist jedenfalls unstrittig: Peinlichkeiten sind im weitesten Verständnis publikabel geworden. Von Dieter Bohlen's anti-zivilisatorischem Ausnutzen der psychischen Vulnerabilität junger Menschen über das Verspeisen von Känguruh-Hoden, vom Vorführen von Menschen in den Vormittags- und Mittags-Talkshows über die Pannenshows und die zahlreichen Reproduktionen von Prominentenversprechern und Prominentendummheiten bis hin zu den überreich im WWW kursierenden (privaten) Peinlichkeitsgeständnissen ... das Exponieren von Peinlichkeit ist erwartbar, ist alltäglich geworden und wird nicht selten bezahlt. Peinlichkeit ist nicht mehr ohne weiteres peinlich, sie wird goutiert, sie ist anschlussfähig.<sup>19</sup> Konventionsbrüche werden, wenn man so will, Konvention.<sup>20</sup>

Verschiedene Ursachen lassen sich für diese Entwicklung prima facie namhaft machen. Da ist einmal der Umstand, daß die beschriebene Vermehrung der Gelegenheiten für peinliches Verhalten tatsächlich vermehrt peinliches Verhalten erzeugt. Es informiert deswegen nicht mehr über das, was an Konventionalität gilt, sondern nur darüber, daß es sanktionslos möglich ist, also darüber, daß diese Geltung eingeschränkt ist. Damit einher geht dann das, was wir ‚Inflation‘ genannt haben: eine Entwertung der alten Funktion von Peinlichkeit, kombiniert mit der ‚Notwendigkeit‘, gleichsam immer härtere Anlässe zu finden, immer schärfere Konventionsbrüche zu inszenieren und immer mehr diese ‚Bruchleistungen‘ selbst als Konvention zu behandeln. Rechnet man das System der Massenmedien hinzu, sieht man schnell, daß deren eigentümliche Strukturalität unter anderem dazu nötigt, die Gesellschaft, die sie beobachten, auf Abweichungen hin durchzumustern, und, wenn schon darüber berichtet wurde, Steigerungen zu identifizieren (oder herzustellen), die als ‚Überbietungen‘ wieder Neuheitswert gewinnen.<sup>21</sup>

---

welchem Niveau und mit welchem Erfolg. Über Organisationen macht die Gesellschaft sich diskriminationsfähig, und zwar typisch in einer Weise, die auf Funktion, Code und Programme der Funktionssysteme abgestimmt ist. Innerhalb der Organisationen und mit ihrer Hilfe läßt die Gesellschaft die Grundsätze der Freiheit und der Gleichheit scheitern. Sie wandelt sie gleichsam um in Grundsätze der Zukunftsoffenheit, nach denen immer noch und immer wieder anders entschieden werden kann, wie unterschieden wird." Ebenda.

<sup>18</sup> Heute (1.2.08) finde ich bei Google unter dem Stichwort ‚peinlich‘ 1 400 000 Verweise.

<sup>19</sup> Auch die mittlerweile massenweise anfallende Kritik an diesen Phänomenen ist: Anschluß, setzt die Sache fort und ist massenmedial: business as usual.

<sup>20</sup> Das ist ein Zentralproblem der Kunst, für die dasselbe gilt: Konventionsbruch ist Moment ihrer Konventionalität geworden. Und genau das bringt die Gefahr ihrer Inflation mit sich.

<sup>21</sup> Vgl. für den analogen Mechanismus Fuchs, P., Das System „Terror“, Versuch über eine kommunikative Eskalation der Moderne, Bielefeld 2004.

Wir entnehmen diesen Überlegungen aber zunächst nur, daß Peinlichkeit nicht mehr generell die Funktion der Stabilisierung von Konventionalitätsmustern übernehmen kann. Es sieht fast so aus, als müsse über eine andere Funktion nachgedacht werden, die sogar in eine seltsame Opposition einrückt zu dem, was bis zu dieser inflationären Entwicklung der Fall war. Die Produktion und die Beobachtung von Peinlichkeit stützt nicht mehr flächendeckend die Geltung von Konventionen, sondern ist Ausdruck einer *De-Konventionalisierung*, die als funktional für die moderne Gesellschaft aufgefaßt werden kann.

### III

"Es gilt das Nebeneinander der Dinge zu ertragen."  
Gottfried Benn

„Die neuen Trends führen zu mehr Individualität ...“  
Hans-Dietrich Genscher

In der hier herangezogenen Theorie bezeichnet ‚Funktion‘ nicht einen Zweck, dem irgendein Phänomen dient, ein Ziel, das es verfolgt, oder eine immanente Teleologie. Statt dessen geht es um die Konstruktion eines Problems, als dessen Lösung das je interessierende Phänomen gedeutet werden könnte – im Vergleich zu anders möglichen (äquivalenten) Lösungen, deren Vergleich als instruktiv begreifbar ist für die weitere Exploration des ‚Gegenstandes‘, der funktional bestimmt werden soll.<sup>22</sup> Das fragliche Phänomen ist die Hochkonjunktur der Peinlichkeitsproduktion, die im Blick auf die Stabilisierung von je fungierender Konventionalität kontraproduktiv wirkt, indem sie entsprechende Muster destabilisiert, wir sagten: de-konventionalisiert.

Das allgemeine Problem, in das sich diese De-Konventionalisierung einbetten läßt, hängt erneut mit der Umstellung der Gesellschaft auf funktionale Differenzierung zusammen. Sie generiert soziale und psychische Beobachtungsverhältnisse, die seit einiger Zeit unter Leitbegriffen wie *Polykontexturalität*, *Heterarchie*, *Hyperkomplexität* diskutiert werden. Polykontexturalität<sup>23</sup> bedeutet, daß diese Gesellschaft sich nicht mehr auf eine Leitunterscheidung zurückführen läßt, sondern eine Mehrheit von leitenden Unterscheidungen (etwa die Codes der Funktionssysteme) prozessiert, die keine Meta-Unterscheidung kennen, keine

---

<sup>22</sup> Vgl. zu dieser Methode Fuchs, P., Die Theorie der Systemtheorie - erkenntnistheoretisch, in: Jetzkowitz, J./Stark, C. (Hrsg.), Soziologischer Funktionalismus. Zur Methodologie einer Theorietradition, Opladen 2003, S.205-218, auch enthalten in ders., Theorie als Lehrgedicht, Systemtheoretische Essays I (hrsg. v. Fuchs, M.-Ch.) Bielefeld 2004. "Wenn man einen guten Gedanken liest, so kann man probieren, ob sich etwas Ähnliches bei einer anderen Materie denken und sagen lasse. Man nimmt hier gleichsam an, daß in der anderen Materie etwas enthalten sei das diesem ähnlich sei. Dieses ist eine Art von Analysis der Gedanken, die vielleicht mancher Gelehrter braucht ohne es zu sagen.", formuliert schon früh Lichtenberg, G.Ch., Sudelbücher I (hrsg. v. Promies, W.), München 2005, S.26, Nr.76.

<sup>23</sup> Vgl. Günther, G., Life as Poly-Contextuality, in: Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Bd .II, Hamburg 1979, S. 283-306.

prioritäre Differenz zulassen, keinen irgendwie ausgezeichneten *locus observandi*. Der Effekt ist, daß nichts als durchschlagend ‚gültig‘ beobachtet werden kann.<sup>24</sup> Was immer gilt, gilt befristet, gilt: lokal – und: kann *gegenbeobachtet* werden.

Der Ausdruck ‚Heterarchie‘ besagt, daß eine Gesellschaft dieses Typs sich nicht mehr aus *einem heiligen Grund und Ursprung* herleitet und aus ihm ihre Ordnung schöpft.<sup>25</sup> Sie hat, wenn man so will, viele ‚heilige‘ Gründe. Ihre Einheit ist nur noch *operativ* zu formulieren, nicht mehr über die ‚Form‘ einer *repraesentatio identitatis*, die das ‚Ganze‘ bündelt und bindet.<sup>26</sup> Auch dies bedeutet, daß jede Präention auf stabile Geltung beobachteter Weltverhältnisse einen hohen (und nicht selten: fundamentalistisch orientierten) Aufwand erzwingt. ‚Hyperkomplexität‘ fügt dieser These nur hinzu, daß die Gesellschaft, die dieser Struktur unterliegt, auch noch darüber informiert wird, daß es sich so verhält, daß also in ihr gewußt werden kann, daß selbst die Aussage, die ihr diesen Befund apräsentiert, eine lokal gewonnene, eine gegenbeobachtbare Aussage ist.<sup>27</sup>

Zweierlei Konsequenzen lassen sich markieren. Die eine bezieht sich darauf, daß unter diesen Differenzierungsvoraussetzungen die *Einheit der sozialen Adresse* kaum noch festhaltbar ist. Sie ist nicht mehr arrangiert um eine Mitte, sondern nimmt der These nach die Form einer ‚Zettelwirtschaft‘ an. Sie wird *listenförmig*.<sup>28</sup> Sie ähnelt einem ‚Rapial‘ – einer ‚Kladde‘, einem Konvolut von Einträgen, die nicht mehr auf einen Nenner zu bringen sind. In zugespitzter

---

<sup>24</sup> "Hier wie dort machte man die Entdeckung, daß gerade anspruchsvolle Beobachtung etwas mit der Selektion und Isolation von Sachverhalten zu tun hat und daß diese Selektion und Isolation die LEISTUNG DER BEOBACHTUNG IST UND NICHT DIE DES SACHVERHALTS. Jede Beobachtung ist das Ergebnis des Heraushebens bestimmter Aspekte zuungunsten anderer, einer dezidierten Verteilung von Licht und Schatten, von Verdunkelung und Beleuchtung. [...] Mit anderen Worten, die Erkundung der Beobachtung als Beobachtung führt zur Entdeckung erstens der Selektion und Isolation als Vorleistungen jeder Beobachtung und zweitens der Einführung und Abarbeitung von Mehrdeutigkeit als Folgeerscheinung jeder Beobachtung." Baecker, D., Die Form des Unternehmens, Frankfurt a.M. 1999, S. 133f.

<sup>25</sup> "Heterarchie bestimmt die Beziehung zwischen (hierarchischen) Systemen unter der Maßgabe, daß diese sich nicht hierarchisieren lassen. Heterarchie ist also negativ bestimmt als eine Architektur komplexer Systeme, die sich nicht hierarchisieren läßt. Ein heterarchisches System läßt sich nicht ohne Verlust wesentlicher Bestimmungen auf ein hierarchisches System abbilden. Positiv bedeutet Heterarchie, daß verschiedene zueinander disjunkte Systeme miteinander verkoppelt werden können und so zu kooperativer Einheit gelangen, ohne die Autonomie der Teile einem übergeordneten Meta-System abgeben zu müssen. Zwischen den Konstrukten Hierarchie und Heterarchie herrscht jedoch nicht wieder eine Hierarchie ... Vielmehr besteht zwischen beiden ein komplexes Wechselspiel, dessen Regeln selbst nicht wieder hierarchisch oder heterarchisch strukturiert sind, sondern die Bedingungen der Möglichkeit der beiden Grundbestimmungen aller Systeme überhaupt angeben ..." Ditterich, J./Helletsberger, G./Matzka, R./Kaehr, R. (Projektteam), Organisatorische Vermittlung verteilter Systeme, Forschungsprojekt im Auftrag der Siemens-AG, München - Berlin 1985 (Manuskript Forschungsstudie), S.96.

<sup>26</sup> Genau diese Funktion wird dann in Organisationen einkopiert.

<sup>27</sup> Vgl. zu Hyperkomplexität Luhmann, N., Soziale Systeme, Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M. 1984, S. 637f. Er analysiert dort die Genese von Hyperkomplexität als schon dann zustandekommend und unausweichlich, wenn Systeme sich auf ihre eigene Komplexität richten. Siehe ferner Luhmann 1989 (San Foca-Manuskript), S.33 unter Rekurs auf Löfgren, L., Complexity of Descriptions of Systems: A Foundational Study, International Journal of General Systems 3, 1977, S.197-214. Siehe auch Rosen, R., Complexity as a System Property, International Journal of General Systems 3, 1977, S.227-232.

<sup>28</sup> Vgl. dazu umfangreich Fuchs, P., Das Maß aller Dinge, Eine Abhandlung zur Metaphysik des Menschen, Weilerswist 2007.

Formulierung: Die soziale Adresse wird ‚romantisch‘ im Sinne des romantischen Fragmentarisierungskonzeptes.<sup>29</sup>

Geht man – dies ist die zweite Konsequenz – davon aus, daß psychische Systeme ihren Weltzugang einrichten auf der Basis der *sozialen Interpretation* von Hirnereignissen, davon also, daß der Zugriff auf ‚Sinn‘ nicht auf eine interne Genesis zurückgeführt werden kann, sondern als Import aus der Sphäre der Sozialität via Sozialisation bezogen wird, versteht sich von selbst, daß die Strukturalität und Prozessualität solcher Systeme nicht unberührt bleibt von einer so tiefgreifenden Wandlung der sozialen Adresse. Die Psyche, so die These, wird ‚multipel‘, wird konvolut- oder listenförmig, bequemt sich polykontexturalen und heterarchen Sozialbedingungen an. Sie ist nicht mehr ‚identitär‘.<sup>30</sup> Oder anders: Die Formierung von Identität wird zum Problem, verstärkt dadurch, daß sich mit der funktionalen Differenzierung eine *Individualitätsdrift* einstellt, die dazu nötigt, ‚besonders‘ und ‚einzigartig‘ zu sein oder sich zumindest so zu gerieren.<sup>31</sup>

Die Schwierigkeit dabei ist, daß Individualität nicht vorgeführt werden kann, ohne von der Verstehbarkeit der Vorführung auszugehen. Zur Verfügung stehen nur *nicht-private Medien* wie Sprache, wie standardisierte Gestik und Mimik etc., die sich nicht zur Kommunikation idiosynkratischer Singularität eignen. Wenn sie doch zu diesem Zweck eingesetzt werden, tritt die Paradoxie der Veröffentlichung von Einzigartigkeit auf, die invisibilisiert werden muß.<sup>32</sup>

#### IV

„Es ist ist seltsam, daß in einer guten Erzählung allemal etwas Heimliches ist - etwas Unbegreifliches.“

---

<sup>29</sup> Siehe zum romantischen Fragmentarismus Neumann, G., Ideenparadiese, Untersuchungen zur Aphoristik von Lichtenberg, Novalis, Friedrich Schlegel und Goethe, München 1976; Mennemeier, F., Fragment und Ironie beim jungen Friedrich Schlegel, Versuch der Konstruktion einer nicht geschriebenen Theorie, in: Peter, K. (Hrsg.), Romantikforschung seit 1945, Königstein/Ts. 1980, S.229-250; Siehe zum Fragment als ästhetischen Leitbegriff der Moderne Ostermann, E., Der Begriff des Fragments als Leitmetapher der ästhetischen Moderne, in: Behler, E. et al. (Hrsg.), Athenäum, Jahrbuch für Romantik, Jg.1. 1991, Paderborn - Wien - München - Zürich 1991, S.189-205; Fuchs, P., Die Form romantischer Kommunikation, in: diess. (Hrsg.), Athenäum, Jahrbuch für Romantik, Jg.3, Paderborn – München – Wien - Zürich 1993, S.199-222. Vgl. als Fallstudie auch Fuchs, P., Vom Etwas-ohne-Eigenschaften, in: Kray, R./Luehrs-Kaiser, K. (Hrsg.), Geschlossene Formen, Würzburg 2005, S.77-93.

<sup>30</sup> Man muß es nicht eigens sagen, aber die Literatur- und Kunstgeschichte seit der Romantik scheint mit diesem Problem zu ringen. Sigmund Freuds Werk (sei es Literatur oder Wissenschaft) ist nicht minder ein deutlicher Ausdruck des Problems. Die multiple Identität, das multiple Ich ist ein mächtiger Topos. Siehe zur 'multiplicité du moi' Behrens, R., Metaphern des Ich, in: Die literarische Moderne in Europa (Piechotta, H.J. et al. (Hrsg.), Opladen 1994, S.334f. An die 'moi successifs' bei Marcel Proust wird man hier notgedrungen denken müssen.

<sup>31</sup> Vgl. Fuchs, P., Individualisierung im System, in: Kron, Th. (Hrsg.), Individualisierung und soziologische Theorie, Opladen (Leske-Budrich) 2000, S.69-87.

<sup>32</sup> Vgl. etwa die darauf bezogene Fallstudie über moderne Lyrik in Luhmann, N./Fuchs, P., Reden und Schweigen, Frankfurt a.M. 1989; ders./Schmatz, F., „Lieber Herr Fuchs, lieber Herr Schmatz“, Eine Korrespondenz zwischen Dichtung und Systemtheorie, Opladen 1997.

Die Geschichte scheint noch ungeöffnete Augen in uns zu berühren  
– und wir stehn in einer ganz andern Welt,  
wenn wir aus ihrem Gebiete zurückkommen.“  
Novalis

„Eitelkeit ist die Neigung,  
sich als Individuum zu geben,  
während man keines ist.“  
Friedrich Wilhelm Nietzsche

„Es verrät den Gecken, sich für  
ein so merkwürdiges Wesen zu halten, daß  
die ganze Welt von den einzelnen Umständen  
unterrichtet sein müsse, die sein Individuum betreffen.“  
Friedrich II

Die Frage ist demnach, wie Individualität, wie Identität, wie ‚Subjektivität‘ im Kontext moderner Kommunikation und gegen jene Paradoxie noch signalisiert bzw. symbolisiert werden können. Eine Möglichkeit findet sich etwa in der ‚forcierten Narrativität‘ der Moderne, in der Ausdifferenzierung des *Romans* beispielsweise, der – nachdem er sich abgelöst hatte von standardierten Erzählmustern, von Legenden etc. – ‚Individualgeschichten‘ so erzählt, daß kein Zweifel daran bestehen kann, daß die berichteten Ereignisse in ihrer jeweiligen Kombination nur einem Individuum zugestoßen sind. Er liefert mehr und mehr das Modell für individualisierende Selbstbeschreibungen via Narration.<sup>33</sup> Man kann hier mitsehen, daß dieses Modell von den Massenmedien, insbesondere der Television, übernommen wurde: kein Tag ohne ‚erzählende‘ Sendungen, ohne Spielfilme, Serien, ‚Schmonzetten‘, kaum ein Tag ohne Talkshows, die von den ‚Geschichten‘ ihrer Gäste leben. Man hat es, wenn man sich dem nicht entzieht, mit einem narrativen Overkill zu tun, mit einer eigentümlichen ‚Phantasmatik‘, die um die zentralen Strukturmerkmale des Erzählerischen arrangiert ist: Klimax und Pointe.

In anderen Worten: Das Erzählen wird selbst *schematisch*, es wird: konventionell, wenn es darum geht, Identität, Einzigartigkeit, Individualität zu markieren. Es wird in dieser Hinsicht mehr und mehr durchschaubar, erwartbar, nicht-überraschend.<sup>34</sup> Es unterliegt, bezogen auf die Funktion, Individualität irgendwie noch in der Zone der Mitteilbarkeit zu halten, selbst einer Inflation.

Unter solchen Entwertungsbedingungen darf man mit Steigerungsprozessen rechnen, hier mit dem Versuch, das Rankenwerk, die Ornamentik des Erzählens auszubrennen auf eine *Prägnanz* hin, die das ‚Ausleuchten‘ von Individualität blitzlichtartig gestattet. Adressentheoretisch ausgedrückt: Die multiple, die listenförmige Sozialadresse der Moderne kann auf ‚Eineindeutigkeit‘ hingetrimmt

---

<sup>33</sup> Man muß mitsehen, daß im Zusammenhang der Vorbereitung und der Einführung funktionaler Differenzierung auch ein Bedarf für das Schreiben über sich selbst entsteht. Vgl. Weiland, Ch., "Libri di famiglia" und Autobiographie in Italien zwischen Tre- und Cinquecento, Studien zur Entwicklung des Schreibens über sich selbst, Tübingen 1993. Siehe auch Schulze, W., Vorüberlegungen für die Tagung über "EGO-DOKUMENTE", in ders. (Hrsg.), Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996, S.17.

<sup>34</sup> Man geht sicher nicht fehl, wenn man sagt, daß die Krise des *Romans* auch um dieses Problem gravitiert.

werden durch eine Extremabbreviatur, die besagt: „Das ist der Mensch, der es fertiggebracht hat, dies zu tun!“ Und im psychischen Binnenkontakt: „Ich bin derjenige, der dies getan hat – Ecce!“

Man wird mühelos vielfältige Phänomene (Starkult, Heldentum etc.) im Blick auf diese Reduktionsleistung hin durchprüfen und vergleichen können. Die Annahme ist, daß die Produktion von Peinlichkeit in dasselbe Vergleichsregister gehört, allerdings auf eine eigentümliche Art und Weise.

## V

In dieser Theorie unterscheidet man, wie oben schon angedeutet, zwei Formen der sozialen Adresse: die Rolle als stark standardisierte ‚Erwartungscollage‘ und die *Person* als diejenige soziale Struktur, die individuelle Limitationen des Verhaltens berücksichtigt. Die ‚Person‘ ist das Arrangement individualisierter Sinnzumontungen, die sich auf *einen* Menschen beziehen, der als ein bestimmter Mensch *gekannt* wird und dem Eigenschaften attribuiert werden, die ihn in der je spezifischen Bündelung unterscheidbar machen von anderen Menschen. Die These ist dann, daß das psychische ‚Widerlager‘ der Person als Sozialstruktur nicht mit den Sinnzuschreibungen der jeweils personalen Zuschreibungen identisch ist. Anders ausgedrückt: Psychische Systeme können diese Zuschreibungen intern verwerfen, sich von ihnen absetzen, sich selbst als *anders-individuell* beschreiben, bezogen auf die Individualitätszumontungen der Adresse ‚Person‘.

Niklas Luhmann findet dafür den Titel: *Unperson*.<sup>35</sup> Der Gedanke ist der, daß psychische Systeme zur Distanzierung befähigt sind, mithin dazu, die Personzumontungen, die ihnen angesonnen werden, in sich auf Distanz zu halten oder gänzlich abzuweisen.<sup>36</sup> Man könnte dafür den Ausdruck *Selbstindividualisierung* einsetzen und damit meinen, daß sich im psychischen System eine Geschichte oder ein Profil dessen entwickelt, was an solchen Zumutungen abgelehnt wurde, ein Gedächtnis also für interne Devianz, verknüpft mit via Sozialisation erworbenen ‚Kenntnissen‘ dessen, was an dieser Devianz folgenlos kommunikabel ist, was nicht.<sup>37</sup>

Hier wird nun der Gesichtspunkt erneut wichtig, daß Sozialisation in der funktional differenzierten Gesellschaft nicht mehr flächendeckend für alle Sozialkontexte, in die man verwickelt wird oder werden könnte, instruiert. Die Welt dieser Gesellschaft ist, wenn man so sagen darf, ‚real-romantisch‘, sofern

---

<sup>35</sup> Er erfindet ihn nicht neu, wenn man etwa an George’s Orwells 1984 denkt. Am 14.8.06 klagt Günther Grass, daß man ihn zur ‚Unperson‘ machen wolle. Wenn man eine Google-Suche durchführt, findet man unter diesem Stichwort 81200 Einträge.

<sup>36</sup> Etwas Ähnliches war gemeint, als man in der Rollentheorie den Begriff der Rollendistanz prägte.

<sup>37</sup> Ein Schlüsselmechanismus dieser Sozialisation könnte ‚tacit confirmation‘ sein. Vgl. Sacks, H./Schegloff E., Two preferences in the organization of reference to persons in conversation and their interaction, in: Psathas, G. (Hrsg.), *Everyday language: Studies in ethnomethodology*, New York 1979, S.15-21.

man darunter einen ungebändigten ‚Occasionalismus‘ versteht.<sup>38</sup> Systemtheoretisch ausgedrückt, hätte man es mit *wilder Kontingenz* zu tun, die sich in der psychischen Erfahrung ausdrückt, daß gleichsam trittsicheres Verhalten nur noch in kleinteiligen, in lokalen Zusammenhängen möglich ist.<sup>39</sup> Jenseits dieser Zusammenhänge wirkt sich das ‚tacit knowledge‘ über das, was im Blick auf die Unperson jeweils in einer Zone des Schweigens gehalten werden muß, nicht mehr aus, weil es eben begrenzt ist.<sup>40</sup> Sobald diese Zone verlassen wird, ist, klassisch formuliert, das ‚Subjekt‘ ein „Blindlings“.<sup>41</sup> Das einst in der Rhetorik hoch geschätzte Prinzip des *Aptums*, der Angemessenheit des Verhaltens, der Kommunikation ist nicht durchhaltbar, die *forma vivendi* im Wechsel der Fortsetzbarkeitsbedingungen von Kommunikation wird desolat, die *condicio humana* (im alten Sinne der Einschränkung) kann nicht mehr beherrscht werden.

Allenthalben ist die ‚Peinlichkeitsfalle‘ aufgestellt, oder: Sie müßte aufgestellt sein, wenn nicht im Zuge der sozialen Evolution der Prozeß begünstigt würde, den wir oben *De-Konventionalisierung* genannt haben. Peinlichkeit wird ‚entpeinlicht‘, wenn sie erwartbar, wenn sie nahezu folgenlos und massenweise exponiert werden kann. Die Funktion der De-Konventionalisierung läge genau darin, an immer mehr ‚Schauplätzen‘ jene Verschwiegenheitszone interner Devianz im Verhalten und in Kommunikation sichtbarer, hörbarer zu machen und genau durch diesen Vorgang soziale Sanktionen wirkungslos zu machen.

Aber würde das nicht bedeuten, daß die Individualität der Unperson (diese Selbstindividualisierung) problematisch wird?

## VI

---

<sup>38</sup> "Die Romantik ist subjektiver Occasionalismus, weil ihr eine occasionelle Beziehung zur Welt wesentlich ist, statt Gottes aber nunmehr das romantische Subjekt die zentrale Stelle einnimmt und aus der Welt und allem, was in ihr geschieht, einen bloßen Anlaß macht .... Jetzt erst (nach dem Ausfall von Formeln wie Gott, Staat, P.F.) entfaltet das Occasionelle die ganze Konsequenz seiner Ablehnung jeder Konsequenz. Jetzt erst kann wirklich alles zum Anlaß für alles werden und wird alles Kommende, alle Folge in einer abenteuerlichen Weise unberechenbar ... Aus immer neuen Gelegenheiten entsteht eine immer neue, aber immer nur occasionelle Welt, eine Welt ohne Substanz und ohne die Abhängigkeit des Funktionellen, ohne feste Führung, ohne Konklusion und ohne Definition ... geführt nur vor der magischen Hand des Zufalls, the magic hand of chance." Schmitt, C., Romantik, in: Prang, H. (Hrsg.), Begriffsbestimmung der Romantik, Darmstadt 1968, S.73-92, hier S.90/91. Der zitierte Text stammt aus dem Vorwort von Schmitt, C., Politische Romantik, München - Leipzig 1925. Vgl. als eine kompenstionstheoretische Deutung Pikulik, L., Romantik als Ungenügen an der Normalität, Am Beispiel Tiecks, Hoffmanns, Eichendorffs, Frankfurt a.M. 1979.

<sup>39</sup> Mit dieser Formulierung (Wilde Kontingenz) lehne ich mich an den Begriff der 'Wilden Semiose' an. Vgl. dazu Assmann, A., Die Sprache der Dinge, Der lange Blick und die wilde Semiose, in: Gumbrecht, H.U./Pfeiffer, K.L. (Hrsg.), Materialität der Kommunikation, Frankfurt am Main 1988, S.237-251, hier S.238f.

<sup>40</sup> Vgl. zum Begriff Polany, M., Implizites Wissen, Frankfurt a.M. 1985 (The Tacid Dimension, New York 1966).

<sup>41</sup> Das Subjekt als „blose Blindlings“ heißt es bei Schelling, F.W.J., System der Weltalter, Münchener Vorlesung 1827/28 in einer Nachschrift von Ernst von Lasaulx (hrsg. und eingeleitet von Peetz, S.), Frankfurt a.M. 1998 (2. erw. Auflage), Vorlesung 7, S. 29 (im Blick auf Spinoza).

Die Individualitätsdrift der Moderne offeriert für daran interessierte Beobachter eine Paradoxie. Im Moment, in dem sich die ‚Leute‘ dieser Drift anschließen (sie gehört als Eintrag in das Adressenformular der Gegenwart), wird via Anschluß die soziale Markierung von Individualität sabotiert. Sie ist, wenn sie Einzigartigkeit bezeichnen soll, inkommunikabel.<sup>42</sup> Wenn sie sozial inszeniert wird, ist sie, weil sie dann ‚Verstehen‘ voraussetzt, schon nicht mehr privat.<sup>43</sup> Sie müßte gewissermaßen logisch scheitern, aber das ändert nichts an der Robustheit, mit der Individualität gleichwohl quer durch die Gesellschaft vorgeführt wird: in Mustern (von der Mode über die Massenmedien bis zur Kunst), die definitionsgemäß als Muster nicht individuell sein können. Individualität ist sozial ‚lesbar‘ geworden als ebendiese musterförmige Vorführung.

Auch das Muster der Peinlichkeitsproduktion wird im Zuge sozialer De-Konventionalisierung als Muster erkennbar, als Wahlmöglichkeit, die, wenn Peinlichkeit gewählt oder exerziert wird, nicht mehr über die Gültigkeit von Konventionen informiert. Der entsprechende Konventionsbruch ist, wie wir sagten, selbst konventionell geworden. Er eignet sich nicht mehr für Individualitätsbekundungen. Wenn man sagt, daß Individualisierung psychisch nur noch als Selbst-Individualisierung zu haben ist, als ‚Ausarbeitung‘ der Unperson, als ein Residuum der Abwehr sozialer Individualisierungszumutungen, dann würde die Unperson unter den oben genannten Bedingungen erodieren, da mehr und mehr an ihr in (weithin streuende) Kommunikabilität einrückt.

Dazu kommt, daß die psychische Reizbarkeit der Gesellschaft (ausgelöst durch das Syndrom und den Boom der Psychotherapeutisierung) unter anderem bewirkt, daß auch außerhalb der Praxen über das gesprochen werden kann, was sonst in der Unperson verborgen würde: über Devianz auslösende Gründe, die außerhalb des (Selbst)Beobachtungsbezirkes je betroffener Leute situiert sind, im Unbewußten etwa. Solche Kommunikationen schädigen nicht mehr die soziale Adresse der Person – sie elaborieren sie. Und: Sie konditionieren sie.<sup>44</sup>

In geballter Formulierung: Die Inflation der Peinlichkeit, von Kontrollverlusten, an denen die Unperson sich ‚zeigt‘, kurz: die Strategie des erwartbaren Konventionsbruches, könnte in die De-Individualisierung der Chance zur Selbstindividualisierung übergehen. Anders gesagt: das ‚Bei-sich-Behalten‘ interner Absetzbewegungen und Distanzierungsleistungen gegenüber der Zumutung, *eine Person mit Eigenschaften* zu sein, überzeugt nicht mehr, wenn die Gründe und Motive ausdünnen, die zum Schweigen veranlassen könnten.

Diese Überlegungen stimmen mit der These überein, daß die Individualitätsdrift der Moderne als eine *Dividualisierungsbewegung* beobachtet werden könne. Das alte principium individuationis<sup>45</sup> wird umgestellt auf ein principium

---

<sup>42</sup> Vgl. etwa die Studie über moderne Lyrik in Luhmann/Fuchs 1989, a.a.O.

<sup>43</sup> "Wenn man aber sagt: "Wie soll ich wissen, was er meint, ich sehe ja nur seine Zeichen", so sage ich: "Wie soll er wissen, was er meint, er hat ja auch nur seine Zeichen." Wittgenstein, L., Philosophische Untersuchungen, in: Werkausgabe, Bd.1., Frankfurt a.M. 1989(5), S.434 (Nr.504). Vgl. auch Hoegl, F., Black Box Beetle: Über Privatheit und Intransparenz, Soziale Systeme 9 (2003), H.2, S.370-385.

<sup>44</sup> Ein schönes und frühes Beispiel dafür (im Sinne von preadaptive advance) scheint mir die Epoche der Empfindsamkeit zu sein. Vgl. etwa Wegmann, N., Diskurse der Empfindsamkeit: Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1988.

<sup>45</sup> Vgl. Boiadjiev, T., Die Marginalisierung als principium individuationis des mittelalterlichen Menschen - am Beispiel Abelaerds, in: Aertsen, J.A., in: Aertsen, J.A./Speer, A. (Hrsg.),

dividuationis.<sup>46</sup> Es könnte sein, so der Vorschlag, daß die Unperson im Zuge der Inflation von Peinlichkeit derselben Umstellung unterliegt. Die ‚Outbarkeit‘ der Unperson, massenweise reproduziert, stünde dann im Dienst der ‚Annihilation‘ der Möglichkeit selbstverfertiger Individualität.

---

Individuum und Individualität im Mittelalter (Bd. 24 der *Miscellanea Mediaevalia*), Berlin - New York 1996., S.111-123.

<sup>46</sup> Ebendies behaupte ich, wenn ich von der ‚Listenförmigkeit‘ der sozialen Adresse und ihres psychischen Gegenhaltes rede. Vgl. Fuchs 2007, a.a.O. Am Ende bleibt nichts als eine Identität, die auf den Eigennamen, an dem sie vertäut ist, reduziert wird. Vgl. zur Metapher der Vertäuung Benjamin, W., *Goethes Wahlverwandtschaften*, in ders.: *Gesammelte Schriften* (hrsg. v. Tiedemann, R./Schweppenhäuser, H.), Frankfurt a.M. 1980 Bd.I, S.291.